



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

N., M.: Altes und neues von Theodor Fontane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zurückgebrängten Bergdamara zu gewinnen wären. Sodann sind in der Beurteilung des Klimas seit langem alle einig, die das Land aus eigener Erfahrung kennen; es ist für Europäer durchaus nicht schädlich, für viele von ihnen in den höhern Lagen durch Trockenheit und Mangel an Miasmen entschieden gesund.

Wenn wir die Summe ziehen, so ist kein Grund zu sehen, warum wir mit verdrossener Hoffnungslosigkeit auf das älteste unsrer jungen Schutzgebiete blicken sollten. In den politischen Verhältnissen können sie für ein Land, wie das deutsche Reich, nicht zu suchen sein. Dieses muß die Macht entfalten, die notwendig ist, um die gefezlosen Hottentotten und Bastarde an den Raubzügen gegen die Völker des Nordens zu hindern, die ihrerseits namentlich die Ovaherero, wenn sie ernsten Willen sehen, von der Widerspenstigkeit, die sie unter dem verstorbenen Nama-Herero zeigten, zurückkommen werden. In keinem andern afrikanischen Lande hat die Mission — die von Barmen aus geleitete rheinische und im Norden eine kleine finnische Gesellschaft — so tüchtig vorgearbeitet wie hier. Fast die ganze Bevölkerung ist bereits christlich. Die deutsche Regierung schaffe Frieden im Lande, die deutsche Kolonialgesellschaft fördere die Viehzucht und vielleicht den Küstenfischfang, und man wird an der Hand einer freilich nur gleichsam tropfenweise sich ergießenden Einwanderung von Deutschen und vielleicht auch südafrikanischen Buren ein zwar zerstreutes und kleines, aber auf diesem Boden für uns, die junge Kolonialmacht, doppelt ehrenvolles Gedeihen sich entfalten sehen.



Altes und neues von Theodor Fontane



Über die Unberechenbarkeit und das undurchdringliche Geheimnis des litterarischen Erfolgs ist schon viel geredet worden, aber fertig würde man damit doch nicht werden. Täglich bringt uns das litterarische Leben neue Thatsachen, die wir nicht begreifen können, und die wir zu begreifen aufgeben müssen. Manche Litterarhistoriker freilich, die ein oder zwei Menschenalter hinterher die Ereignisse in der Bücherwelt betrachten, hören das Gras wachsen und beweisen uns aus diesen und jenen Gründen, warum zu dieser und jener Zeit ein Buch nicht Erfolg haben „konnte“, warum es auf seine Anerkennung warten mußte, bis ihm die Welt nachreifte. Hinterher ist leicht reden. Wer aber in der Zeit steht, wie der Schaffende, der Verleger und auch der so gern geringgeschätzte Rezensent, dem bietet das Dasein manches unverständliche, der muß

sich bescheiden, das Gute zu wollen, auch wenn der Erfolg ausbleibt, und sich dem Schicksal zu fügen, der muß lernen, still halten, Genügen im eignen ehrlichen Streben finden und sich vor Verbitterung und Verworrenheit bewahren.

Mit diesen Gedanken legten wir ein Buch von Theodor Fontane aus der Hand: *Kriegsgefangen, Erlebtes* (Mit dem Porträt des Dichters. Berlin, F. Fontane u. Co., 1892), das jetzt, nach zwanzig Jahren, eine — zweite Auflage erlebt hat. Denn dieses Buch hat einen mächtigen Eindruck auf uns gemacht. Athemlos, aufs tiefste gefesselt, aufs reichste angeregt, ergriffen und entzückt haben wir es gelesen. Von der gesamten poetischen Litteratur, die der letzte große Krieg hervorgerufen hat, dürfte kaum ein andres Buch so tief wirken, wie diese Prosa. Fontanes Aufzeichnungen erscheinen nach jeder Richtung hin von Bedeutung, nach der poetischen, künstlerischen, sittlichen, nationalen. Ein ganz eigner Mensch, ein hochgebildeter, von dem Geiste seiner Zeit erfüllter Mann und ein peinlich redlicher Charakter offenbart sich in diesem so persönlichen und zugleich doch auch so typischen Werke. Es ist unmöglich, daß Fontane in einem andern seiner Bücher seine Persönlichkeit so reichlich nach allen Seiten hin „ausgelebt“ hätte wie in diesem wirklich erlebten Buche. Und dennoch ist es der großen Mehrzahl der Vorgesetzten so gut wie unbekannt geblieben! Auch wir haben es jetzt zum erstenmale gelesen. Es wird aber nicht unter den Büchern genannt, die ein Deutscher heutzutage gelesen haben muß, um zu wissen, was deutsch ist! Begreife das wer kann, wir haben es zu begreifen aufgegeben.

Ein unglücklicher Zufall, der freilich auch kein äußerlicher Zufall war, brachte Theodor Fontane im Oktober 1870 in die traurigste Lage, in die ein Mensch geraten kann: an den Rand des Grabes. Wie es ihm nun dabei erging, welche Erfahrungen er an sich selbst und an den verschiedensten Menschen machte, davon berichtet sein Buch „*Kriegsgefangen*“ in möglichst sachlicher Weise. Der Erzähler will sich nicht aufputzen, nicht besser, aber auch nicht schlechter machen, als er ist. Er strebt nach der schlichtesten Form der Mitteilung, er dämpft mit Macht den Gefühlserguß, selbst wo dieser berechtigt wäre, denn er ist einer von den spröden Sentimentalen, und er ist einzig von dem Bemühen erfüllt, das jeweilig Zuständliche seiner mannigfaltigen Abenteuer so lebhaft, als er nur kann, zu vergegenwärtigen. Wir schauen dabei in die reine Natur einer tiefen Menschenseele.

Ein romantischer Hang brachte Fontane ins Unglück. Er war mit der deutschen Armee als Schriftsteller ins feindliche Land gezogen, und obgleich er sich der Gefahr bewußt sein mußte, ohne irgend welchen Schutz über die Machtsphäre des deutschen Heeres hinauszugehen, unterlag er doch der poetischen Neugier, die Heimat der Jungfrau von Orleans aufzusuchen, noch bevor sie von dem deutschen Heere besetzt worden war. In jenen ersten Oktobertagen mochte man ja auch nicht glauben, daß die Sieger noch weiter würden

vordringen müssen: man erwartete ja Tag für Tag einen raschen Abschluß der Feindseligkeiten, da die Kriege der letzten Zeit immer nur wenige Wochen gedauert hatten. Fontane, der alte Romantiker, fuhr also nach Domremy hinaus und wurde richtig von den aufgeregten Bewohnern des Ortes festgenommen, als er mit dem Notizbuch forschend vor der Bildsäule der Jungfrau stand und sich mit aller Unbefangenheit erkundigte, ob sie aus Bronze oder einem andern Material wäre. Man vermutete in ihm einen preußischen Spion, sein Protest half ihm nichts, er wurde verhaftet. Und nun begann sein Leidensweg, ein wahres Martyrium. Aus den Händen der lothringischen Bauern gelangte er in die der Militärbehörden. Im Kriege macht man kurzen Prozeß, ein Kriegsgericht läßt sich nicht auf weitläufige Untersuchungen ein. Fontane mußte sich auf ein Todesurteil vorbereiten und verbrachte auch in der That eine lange, bange Nacht in dieser Erwartung. Man muß lesen, wie er selbst von ihr berichtet: „Er [der Gefangenwärter] nahm eine gewisse feierliche Haltung an und erklärte dann, um vieles deutlicher und accentuierter als gewöhnlich: *Demain matin Mr. le Général, en présence des autorités civiles et militaires, décidera votre sort.* Dies *décidera votre sort* hatte einen ziemlich finstern Klang, und ein nahe liegendes Reimwort antwortete in mir darauf; aber das Physische war doch in diesem Augenblicke mächtiger als alles andre; ich trank meinen Thee, und fünf Minuten später schlief ich fest. — Ich weiß nicht, wie lange. Aber mitten in der Nacht fuhr ich auf. Der Körper hatte sich ein Genüge gethan, und die unruhige Seele, die bis dahin vergeblich den wie tot schlafenden gerüttelt und geschüttelt hatte, hatte ihn jetzt plötzlich ins Leben zurückgeweckt. Es war *demain matin*. Ich hörte nur eines: *décidera votre sort*. Welches? Eine furchtbare Angst ergriff mich, und mit übergeschäftiger Phantasie fing ich an zusammenzuaddiren, was alles gegen mich sprach. Es gab eine hübsche Summe. Luneville, Nancy, Toul waren die drei Punkte, (von) woher man die Preußen erwartete. Der ganze Weg, den ich gemacht [hatte], war ein *Defilé*. Man hatte Waffen bei mir gefunden. Das rote Kreuz, das an meinem Arm prahlte, war ich nicht befugt zu tragen, wenigstens nicht nach Anschauung unsrer Feinde. Meine Legitimationspapiere, die alle mehr oder weniger auf Anrufung der preußischen Militärautoritäten zu meinem Schutz und zu meiner Unterstützung hinausliefen, sprachen mehr gegen als für mich. Wie federleicht wogen dagegen die paar Aufzeichnungen meines Notizbuches, die alles waren, was ich direkt und unverzüglich zu meiner Verteidigung beibringen konnte! Ich sah nur schwarze Kugeln in die Urne fallen — *mon sort fut décidé*. Eine halbe Stunde lag ich so, oder vielleicht länger, ich weiß es nicht. Dann hatte ich mich mit der Gewißheit meines Schicksals auch wiedergefunden. Eine Fassung kam über mich, deren ich mich nicht für fähig gehalten hätte. Ich war fertig mit allem und bat Gott, mich bei Kraft zu erhalten und mich nicht klein und verächtlich sterben

zu lassen. Genug davon. War es Erschöpfung, oder war es die Ruhe vollster Ergebenheit — ich schief wieder ein.“

Fontane wurde aber doch nicht zum Tode verurteilt. In so furchtbarer Aufregung steigern sich bekanntlich die Geisteskräfte. In diesem Zustande gelang es ihm, in französischer Sprache, die er sonst nicht eben beherrschte, ein Memoire an den General abzufassen, das seinen Eindruck nicht verfehlte. Er wurde schließlich von dem Verdachte, ein preußischer Spion zu sein, freigesprochen, aber dennoch in Gefangenschaft behalten, weil er auch nur als journalistischer Beobachter und Berichterstatter gefährlich erschien. Und damit begann sein eigentlicher Leidensgang. Er wurde von einem Gefängnis ins andre geschickt, durch die Franche-Comté und Südfrankreich, bis er endlich auf der Insel Oléron bei Rochefort (nördlich von Bordeaux) untergebracht wurde. Dort fand er Gesellschaft an deutschen Soldaten, die in französische Kriegsgefangenschaft geraten waren. Seine Erlebnisse auf diesen Fahrten von Kerker zu Kerker und von dem Leben mit Gefangenen, die meist gemeine Verbrecher waren, schildert nun Fontane mit großer Anschaulichkeit. Die Demütigungen, die er in dieser Zeit erfuhr, sind manchmal nicht viel erträglicher gewesen, als die Pein in jener Nacht, wo er den Tod erwartete. Einmal wurde er auch mit Ketten belastet, wie die andern Verbrecher, bis ihm ein verständiger und humaner Gefangenhausdirektor einen Brief mitgab, worin er ihn als officier supérieur bezeichnete und den Kollegen die größte Rücksicht in seiner Behandlung empfahl. Seitdem erging es ihm besser. Auch die Beobachtungen, die Fontane an sich selbst machte, sind höchst interessant; so z. B. wenn er bemerkt, daß die unwürdige Behandlung als Gefangener sein subjektives Ehrgefühl nicht beleidigt habe. Denn in der Lage, wo man auf Gnade und Ungnade einem bewaffneten Gendarm überlassen ist, kann einem dieser Mensch nichts thun, was unsre Ehre subjektiv verletzt, sondern alles schlechte, was der Stärkere uns anthut, fällt auf sein Haupt zurück, er kann durch Roheit und Mißbrauch seiner Gewalt nur seine eigne Ehre schädigen. Fontane litt unter anderm auch nicht wenig unter der Langenweile durch den Zwang, den ihm seine Umgebung auferlegte. Er mußte z. B. oft einem Beamten Gesellschaft leisten, der ihn gerade damit auszuzeichnen gedachte, ihm gerade dadurch etwas angenehmes zu erweisen meinte, und die Trivialität dieser guten Menschen mußte höflich ertragen werden, Fontane mußte mit ihnen über die gleichgiltigsten Dinge schwätzen. Nach einer solchen Plauderstunde fühlte er sich wie zerschlagen und sehnte die Einsamkeit herbei (was wir ihm sehr gut nachfühlen können). Auch der Mangel an Reinlichkeit im Kerker wirkte sehr verstimmend auf sein moralisches Befinden. Erst durch die Unmöglichkeit, sich nach seiner Gewohnheit zu waschen, fühlte er sich mit den Kerkergegnossen auf eine Stufe gestellt. Erschreckend war ihm überhaupt das Gefühl dieses innern, moralischen Herabsinkens in der Gefangenenluft. Er war

oft mit zwei Duzend Menschen eingesperrt, und um nicht böses Blut zu machen, durfte er sich gar nicht auf seine Person zurückziehen, mußte mit den Mitbewohnern sprechen, Meinungen austauschen und also vollständig ihr Leben mitleben. Später, nachdem er als officier supérieur bezeichnet worden war, wurde er nicht mehr mit dem Gefindel zusammengeperrt, die höhern Beamten verkehrten mit ihm, zogen ihn in ihre Familie, öfter erhielt er auch Besuch von angesehenen Bewohnern der Städte, wo er verweilte, und er erfuhr aus ihrem Munde die Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz, freilich in französischer Färbung. So konnte er Beobachtungen über den französischen Nationalcharakter sammeln, die sehr wertvoll sind. Er ist des Lobes voll darüber. Er fand überall wahre Humanität, eine schöne Höflichkeit des Herzens, und er versichert, daß die französischen Beamten im allgemeinen die höchste Achtung verdienen. Sie sind sich ihres Berufs voll bewußt, nämlich daß sie für das Volk da sind, nicht aber umgekehrt. Ein französischer Beamter erfüllt seine Pflicht nicht brummig und läßt den, der von ihm abhängt, seine Macht nicht unnötig fühlen. Nirgends so sehr wie in Frankreich wird ein kluges Wort zur rechten Zeit geschätzt, man hört einen Angegriffnen an; durch Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit hat sich Fontane öfter selbst geholfen. Überhaupt macht sein warmes und aufrichtiges Lob des französischen Nationalcharakters gerade in diesem Zusammenhange und mitten aus der Stimmung nach dem siegreichen Kriege gegen den „Erbfeind,“ in der Fontane seine Erinnerungen niederschrieb, eine erhebende Wirkung. Wahrhaft muster-gültig für uns alle ist dieses Streben Fontanes und seine vornehme Art, allen Chauvinismus abzulehnen. (Ganz vortrefflich spricht er auch gelegentlich über den deutschen Schulmeisterstolz.) Wir brauchen nicht den Franzosen ihre Thorheiten nachzumachen, und die französische Nation darf nicht mit Pariser Schreibern von dem Schlage Derouledes verwechselt werden. Es ist nicht zu sagen, wie dieser Adel des Fontanischen Buches wirkt. Dabei ist ihm nicht die geringste Absicht vorzuwerfen, den Franzosen nur Artigkeiten zu sagen. Als sich Fontane endlich auf Oleron befand, kamen große Züge deutscher Kriegs- gefangner an, die nicht im Kampfe, sondern aus den Spitälern geholt wurden. Die französischen Heerführer wollten eben auch prahlen, und daraus entstand viel Unglück; denn die halb genesenen deutschen Soldaten wurden durch die weite Fahrt wieder in die Krankheit zurückgeworfen und starben in Oleron. Fontane tadelt dies sehr nachdrücklich.

Mit großer Kunst weiß er die Stimmung jener Tage der fortschreitenden deutschen Siege zu vergegenwärtigen, sein Buch giebt eine Geschichte der Kriegszeit von einem Standpunkte, den nur das Leben selbst bieten, kein Dichterkopf erfinden konnte. Aber seine Kunst bewährt sich eben darin, daß sie das Leben zu deuten verstand und aus den gegebenen Thatfachen soviel poetische Wirkung holte. Ganz prächtig steigert Fontane die Erzählung, je

näher er dem Ende kommt. Das Buch spitzt sich trotz alles persönlichen Leides doch zu einer schönen Verherrlichung des Krieges und der darin bewiesenen Heldenhaftigkeit des deutschen Volkes zu. In Oleron traf Fontane mit deutschen Kriegsgefangnen aus allen deutschen Gauen zusammen. Wie früher den französischen, so schildert er nun den deutschen Nationalcharakter in den Typen aus den verschiednen deutschen Stämmen, mit denen ihn der Zufall in Berührung brachte. Und wie ein altes Heldenlied hört es sich an, wenn er jeden seiner deutschen Freunde in seinem kurzen soldatischen Tone die Ursache seiner Kriegsgefangenschaft selbst erzählen läßt; wie meisterlich Fontane dieses Soldatendeutsch spricht, weiß man ja aus seinen Balladen. Nun wird man auch die Stimmung begreifen, in der uns sein „Kriegsgefangen“ entläßt: Verehrung, Begeisterung, Rührung — alles liegt darin.

Zwanzig Jahre später hat Fontane seinen Roman Unwiederbringlich (Berlin, Wilhelm Herz, 1891) geschrieben. Aber bei aller Verehrung für den vortrefflichen Mann können wir nicht umhin, zu gestehen, daß wir uns bei diesem Romane ebenso gelangweilt, als an jenen Stimmungsbildern aus der Kriegsgefangenschaft entzückt haben. Gewiß, der feine Schriftsteller, der Meister der Charakteristik von Volk und Menschen, der Meister des stimmungsvollen Landschaftsbildes ist auch im Roman nicht zu verkennen. Aber uns scheint diese Dichtung mindestens um zwei Drittel breiter geschrieben zu sein, als nötig war. Die winzige Handlung hätte gerade Stoff genug für eine Novelle gegeben; die eingeschobnen Episoden, die liebevolle Ausführlichkeit in der Schilderung des Dänemark nach 1864 konnten unsre Teilnahme nicht genügend fesseln, und mit Mühe und Not haben wir das Buch zu Ende gelesen. Es handelt von einem Ehebruch, der so recht eigentlich kein Ehebruch ist, sondern ein Ehebruch hätte werden können, wenn der Mann eine hitzige Natur gewesen wäre. Es schildert uns mit der größten Sauberkeit in der Zeichnung ein Ehepaar, das sich nicht recht versteht, eine nervöse Frau, einen sanguinischen, unselbständigen Mann. Es führt uns in eine Schicht der Gesellschaft, wo man allerdings in sittlichen Dingen sehr streng empfindet, wo das gewollte Unrecht schon so viel ist als das gethane, unter Menschen, die sich schon mit Andeutungen, beiläufigen Äußerungen rasch und ausreichend verständigen, in die Gesellschaft des Hofes und hohen Adels von Kopenhagen. Allein man sollte glauben, daß dem Stil dieser Menschen auch ein knapper Stil der Erzählung von ihnen mehr entsprechen würde, als die nervös machende Breite der Analyse von Gefühlen und Charakteren. Fontane ist nicht dieser Meinung gewesen, und die Wirkung seiner Darstellung giebt ihm — nach unsrer Erfahrung — Unrecht. Das ist aufrichtig zu bedauern, denn es steht außer allem Zweifel, daß Fontane seine Figuren alle klar, tief und lebensvoll schaut, daß sein Zeitbild der Wahrheit entspricht, daß seine Gestalten einer künstlerischen Darstellung in der That würdig sind; aber der

lakonische Fontane gefällt uns viel besser, als der mitteilsame. Weil wir wahren Respekt vor ihm haben, verschancen wir den Ausdruck unsrer Meinung nicht hinter zweideutigem Phrasenwerk, sondern sagen ganz aufrichtig: nein, da gehen wir nicht mehr mit.

Wien

M. 27.



Aus dänischer Zeit

8. Krambambuli



ommerwirthschaften gab es nicht in unsrer kleinen Stadt; wollte man in der schönen Jahreszeit einmal anderswo seinen Kaffee trinken, so mußte man nach Feldkirchen, einem in der Nähe liegenden Dorfe. Dort gab es nicht bloß eine altertümliche Kirche, sondern, was für uns das beste war, zwei Wirthschaften. Sie lagen nur durch ein Haus von einander getrennt, hatten beide eine Regelpahn und sehr angenehme Stachelbeerhecken, die uns auf die erfreulichste Weise beschäftigten. Wenn es also eines Sonntags hieß, Großvater wolle mit seinem etwaigen Besuch und mit uns nach Feldkirchen fahren, so freuten wir uns immer außerordentlich. Wir wurden auf den Bock und in die Kutsche selbst verteilt, und da wir meist bei dem ersten Hause des Dorfes, dem „Letzten Heller,“ aussteigen durften, so war die Gefahr, seckrank zu werden, nicht so groß, denn die Fahrt dauerte kaum eine halbe Stunde. Im Wagen wurde die Frage, in welcher Wirthschaft wir einkehren sollten, lebhaft verhandelt. Kaffee, Regelpahn und Stachelbeeren waren bei beiden Wirten von gleicher Beschaffenheit, aber Herr Hauschild besaß ein Gartenhaus mit wundervollen chinesischen Tapeten, und Herr Meinhard hatte einen Bruder, der als Kutscher des Kaisers von Rußland in Petersburg eine hohe Stelle einnahm. Da wurde uns die Wahl oft recht schwer. Manchmal kannten wir nichts Erhebenderes, als beim Bruder des kaiserlich russischen Rosselenkers Kaffee zu trinken; manchmal aber hatten wir demokratische Anwandlungen, sagten, Herr Meinhard sei uns gleichgiltig, und verlangten stürmisch nach den chinesischen Tapeten des Hauschild'schen Gartenhauses. Gewöhnlich entschied unser Großvater, daß wir einmal zu Meinhard und einmal zu Hauschild führen, und da im Grunde genommen beides ganz dasselbe war, so fanden wir uns zufrieden in seine Bestimmung. Und nun wurde das Sonntagsnachmittagsvergnügen „programmäßig“ abgesponnen. Wir tranken alle Kaffee und aßen soviel